

Tabak-Arbeiter

Nr. 19 / Bremen, den 10. Mai 1930

Organ des Deutschen Tabakarbeiter-Verbandes

Der Tabak-Arbeiter erscheint wöchentlich und ist durch alle Postanstalten zu beziehen. Monatlicher Bezugspreis 40 A ohne Bringerlohn. — Einzelgenpreis 50 A für die viergespaltene Millimeterzelle. Schluß der Redaktion u. der Anzeigenannahme Montag abend. Verantwortl. für den redaktionellen Teil Ferdinand Dohms, für den Anzeigenteil Oswald Franz. Verlag: Deutscher Tabakarbeiter-Verband, Ferdinand Dohms. — Druck: Bremer Buchdruckerei und Verlagsanstalt J. H. Schmalzfeldt & Co. Sämtlich in Bremen

Verbandsvorstand, Redaktion und Expedition: Bremen, An der Weide 20, Telefon: Frau Domahle 2780. Geld- und Einlieferungen an Johannes Krohn, Postfach 5349 beim Postfachamt Hamburg. Bankkonto: Bankabteilung der Großkaufgesellschaft deutscher Konsumenten m. b. H., Hamburg, und Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G., Filiale Bremen. Verbandsvorsitzender: Ferdinand Dohms, Bremen. Verbandsauschussvorsitzender: L. Schöne, Hamburg, Seidenbinderhof 57, Zimmer Nr. 24

„Die reaktionärste Regierung“

Der Ausschuß des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften hat am 24. und 25. April in Berlin getagt und neben anderem auch zur politischen Lage Stellung genommen. In der dabei angenommenen Entschliebung wird zum Ausdruck gebracht, daß der Ausschuß „in der jetzt erfolgten, entschlossenen und schnellen Verabschiedung der Steuergesetze eine der ersten Voraussetzungen für die Gesundung der Finanzlage, ohne die eine baldige Ueberwindung der Wirtschaftskrise nicht möglich ist“, erblickt. Dabei wurden, wie es dann weiter heißt, jedoch Einzelmaßnahmen mitbeschlossen, die aus wirtschafts- und sozialpolitischen Gründen unhaltbar sind. Dies gilt insbesondere von der Erhöhung der Umsatzsteuer, deren möglichster Abbau, und von der Sondersteuer für die großen Einzelhandelsunternehmen, von der vor allem die Konsumgenossenschaften getroffen werden, deren Befreiung in der Entschliebung gefordert wird.

Höher gehts wohl nimmer! Zuerst stimmen die bürgerlichen Parteien einschließlich der christlichen Gewerkschafter den unsozialen Massensteuern zu und dann kommt der Ausschuß des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften her und fordert zur Beruhigung der Mitglieder im Lande den Abbau und die Befreiung dieser eben erst mit Hilfe christlicher Gewerkschaftsmitglieder beschlossenen Massenbelastung. Doch halt: nicht alle dem Reichstag angehörenden Mitglieder der christlichen Gewerkschaften haben den arbeiterfeindlichen Steuergesetzen zugestimmt. Imbusch, Schlack und Tremmel sind der entscheidenden Abstimmung ferngeblieben, nachdem Schlack in der zweiten Lesung mit treffenden Worten das unsoziale Verhalten der bürgerlichen Parteien gegeißelt hatte. Nach dem amtlichen Stenogramm führte er aus:

Schlack (3.), Abgeordneter: Meine Damen und Herren! Die neuen Anträge, die die in der Regierung vertretenen Parteien dem Reichstag unterbreitet haben, sind leider Gottes eine Verschlebung zu einer stärkeren Belastung der Massen, als sie schon vorher vorhanden war. Schon das Steuerprogramm der Reichsregierung war nicht unbedenklich. Aber das, was die Parteien jetzt bringen, ist für die breiten Schichten geradezu unerträglich. Kaffee- und Teezölle werden zu einem Teil von den breiten Massen getragen. Die Zölle für Minerälsäure, für Petroleum, Benzin und Benzol sind ebenfalls nichts weiter als eine Massenbelastung. Petroleum wird nur von den breiten Verbraucherschichten gebraucht. Die Benzin- und Benzolsteuer ist nur eine indirekte Belastung, da 80 Prozent des Benzins und Benzols von Lastkraftwagen und Autobussen gebraucht werden und da gerade diese Steuer sich wieder in höhere Verkehrs- und Gütertarife umsetzt, die sich dann wieder in höheren Preisen für die täglichen Gebrauchsartikel auswirken. Hinzu kommt nun, daß man an Stelle der verringerten Biersteuer jetzt zu einer Erhöhung der Umsatzsteuer insgesamt und zu einer Ausnahmeumsatzsteuer für Konsumgenossenschaften und sonstige Einzelhandelsbetriebe, die über eine Million Reichsmark Umsatz haben, übergehen will.

Die Umsatzsteuer ist die roheste Steuer, die wir überhaupt haben. Sie trifft den Vermögenden am stärksten, weil dort, wo das geringste Einkommen besteht, selbstverständlich der Prozentsatz der Umsatzsteuer, der getragen werden muß, am höchsten ist. Je geringer das Einkommen, desto höher die Steuer. Der Arbeitslose zahlt mehr als der Gutgestellte und die kinderreiche Familie ist geradezu das bevorzugte Ausbeutungsobjekt der Umsatzsteuer. Während die Biersteuer eine Genussmittelsteuer ist und jeder selbst zu bestimmen hat, welche Höhe der Steuer er aufzubringen bereit ist, ist die Umsatzsteuer eine Belastung, der sich niemand, am allerwenigsten der Angehörige der breiten Schichten entziehen kann. (Sehr richtig! links.) Die notwendigsten Lebensmittel werden am allermeisten davon betroffen.

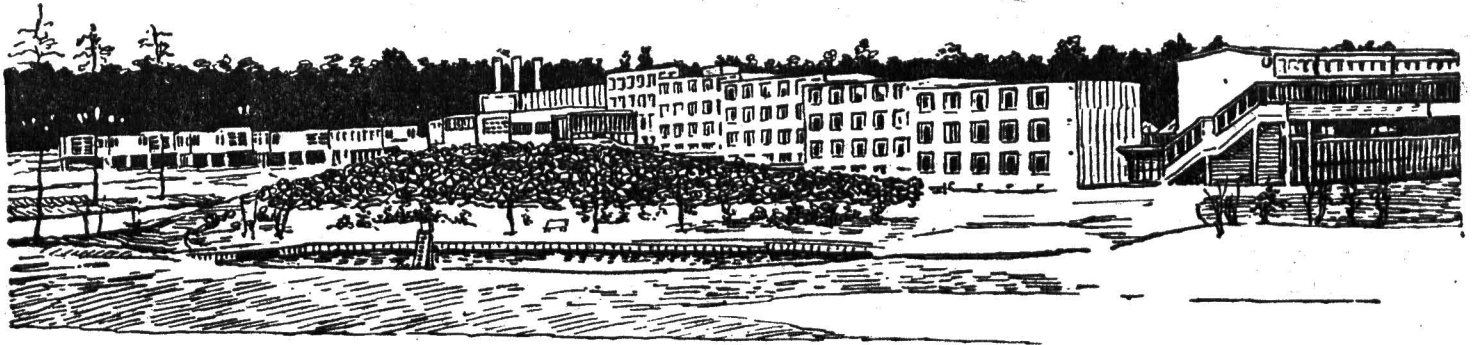
Hinzu kommt die Sonderumsatzsteuer, die eine noch verstärkte Belastung der Lebensmittel und Wirtschaftsbedürfnisse der breiten Massen darstellt. Die Sonderumsatzsteuer ist eine Ausnahmesteuer gegen die Konsumgenossenschaften. (Sehr wahr! links.) Diese Steuer trifft am allerstärksten gerade die Minderbemittelten. (Zustimmung links.) Ich darf darauf hinweisen, daß, wie der Herr Abgeordnete Herz schon darlegte, der gesamte Reingewinn der Konsumgenossenschaften durch dieses halbe Prozent Umsatzsteuer zu 100 Prozent weggesteuert wird. (Hört, hört! links.) Ich weise des weiteren darauf hin, daß diese Steuer 15 bis 20 Prozent der gesamten Rückvergütung der Konsumgenossenschaften an die Mitglieder wegsteuert (hört, hört! bei den Sozialdemokraten) und dadurch diese sofort trifft. Die Umsatzsteuer, wie sie jetzt geschaffen worden ist, ist schlimmer als die frühere Warenhaussteuer (lebhaft Zustimmung bei den Sozialdemokraten), weil die Warenhaussteuer sich wenigstens danach richtete, daß vier und mehr Gruppen von Waren geführt wurden, wogegen jetzt auch reine Lebensmittelbetriebe unter diese Steuer fallen. Es ist ein Ausnahmegesetz gegen die Selbsthilfe der Verbraucher. Während man andere Genossenschaften systematisch unterstützt, so die des Mittelstandes und der Landwirtschaft — Hunderte von Millionen sind dahin gegangen —, sucht man hier die Konsumgenossenschaften mit dieser Steuer zu erdroffeln. (Sehr wahr! links. — Zuruf: Und Ihre Partei?) Wenn man dazu noch das Agrarprogramm nimmt, dann bedeutet das gesamte Steuerprogramm der Regierung eine Belastung, die für die unteren Schichten nach Milliarden zählt. (Hört, hört! links.)

Ich möchte besonders die Vertreter der Landwirtschaft warnen, diesem Gesetz ihre Zustimmung zu geben. Die christliche Arbeiterschaft hat immer Verständnis für die Nöte in der Landwirtschaft gehabt. Daß die christliche Arbeiterschaft aber den Forderungen der Landwirtschaft zustimmt und als Quittung dafür eine Sonder- und Ausnahmesteuer für ihre Konsumgenossenschaften, für ihre Selbsthilfe erhält, wird man den christlichen Arbeitern nicht zumuten können. (Hört, hört! links.) Man will — das ist ohne Zweifel — mit dieser Steuer die Konsumgenossenschaften treffen, sie möglichst leistungsunfähig machen. Ich glaube sagen zu dürfen: wenn diese Regierung einer solchen Steuer zustimmen würde, so müßte man leider feststellen, daß diese Regierung dann die reaktionärste seit der Revolution sein würde (hört, hört! und sehr wahr! links) und ich habe das Vertrauen, daß eine Regierung unter Dr. Brüning und Stegerwald einer solchen Steuer nicht zustimmen wird. (Na! na! links.)

Die Verbraucher, die von dieser Steuer am allerstärksten betroffen werden, die ihre Selbsthilfe doch in den Dienst der Ärmsten der Armen stellen, protestieren gegen eine solche Sonderbesteuerung. Wenn man einen Weg finden will, den Ausfall irgendwie zu decken, so gäbe es zweifellos bessere Objekte zur Besteuerung, als gerade die Konsumgenossenschaftsbewegung. (Sehr richtig! links.) Die Verbraucher würden, wenn diese Steuer bestehen bleibt, ganz gleich, welchen Parteien sie angehören — der Reichsverband, der von mir vertreten wird, hat 800 000 Mitgliederfamilien aus allen Parteien, von den Demokraten bis zu den Nationalsozialisten —, bei den kommenden Wahlen ihre Antwort auf eine solche Steuer den betreffenden Parteien geben. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Schlacks Vertrauen ist nicht gerechtfertigt worden. Die Regierung mit dem früheren Vorsitzenden der christlichen Gewerkschaften Dr. Stegerwald und dem früheren Geschäftsführer der christlichen Gewerkschaften Dr. Brüning an der Spitze, hat der Konsumvereinssteuer zugestimmt und ist deshalb, um mit Schlack zu reden, die reaktionärste seit der Revolution. Dafür wird eine andere Erwartung Schlacks um so sicherer eintreffen: Die Verbraucher werden bei den kommenden Wahlen allen Parteien von den Demokraten bis zu den Nationalsozialisten ihre Antwort auf eine solche Steuer geben.

Die Bundeschule des ADGB. in Bernau



Für alle Zeiten wird der 4. Mai in der Geschichte der freigewerkschaftlichen Schulungsarbeit einen hervorragenden Platz einnehmen. An diesem Tage wurde nämlich in Bernau bei Berlin die Bundeschule des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes feierlich eingeweiht. Diese Schule, die unsere Leserinnen und Leser im Bilde vor sich sehen, ist von Wald umgeben und macht in jeder Beziehung einen vorzüglichen Eindruck. Alle Anlagen, auch die kleinsten, sind wohlbedacht und dem Schulzweck angepaßt worden.

Der Hauptflügel enthält eine Empfangshalle, eine Aula, einen Speisesaal, zwei Geselligkeitsräume, die Verwaltungsbüros und die Küche. Auf dem Wohnflügel sind 60 Wohnzimmer für Schüler untergebracht. Eines dieses Zimmer, jedesmal für zwei Schüler bestimmt, ist auf der Rückseite abgebildet. Die 60 Wohnzimmer sind auf vier Wohntrakts zu je 30 Schülern verteilt. Je zehn Schüler wohnen auf einer Etage. Ferner enthält der Wohnflügel einen Wohntrakt mit Zimmern für das Hauspersonal und die Gastlehrer und Wohnhäuser für Lehrer, Geschäftsführer und Helfer. Im Schulflügel sind drei Klassenräume für je 40 Schüler, zwei Seminarzimmer, eine Bibliothek, ein Lesesaal und eine Turnhalle untergebracht. Ein Schwimmbecken und ein Stadion vervollständigen die Gesamtanlage.

Ueber den Zweck und die Aufgaben dieser Schule unterrichtet am besten die vom Vorsitzenden des ADGB, Peter Grafmann, gehaltene Weiherede. Nach der Begrüßung der Behördenvertreter und Gäste sowie dem Dank an den Dessauer Architekten Hannes Meyer und seine Mitarbeiter, an die Gemeinde Bernau und den Bildungssekretär Hefler gab Grafmann seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß Theodor Leipart, der den Grundstein zur Bundeschule gelegt hatte, an der Einweihungsfeier nicht teilnehmen konnte. Und dann führte er u. a. aus:

Die älteren unter uns in der Arbeiterbewegung haben es sich sehr schwer lassen müssen, um das höchste Wissen zusammenzutragen, das sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben brauchten. Das ist heute anders geworden. Wir bedauern das nicht. Wir Älteren neiden es den Jüngeren nicht, wir freuen uns, daß sie es leichter haben, aber wir sind der Meinung, daß diese leichtere Möglichkeit, über sich selbst hinauszumachen, auch verpflichtet, und daß darum diejenigen, die heute unter wesentlich günstigeren Voraussetzungen sich ein wesentlich größeres Quantum Wissen aneignen können, damit auch die Verbindlichkeit übernehmen, dieses ihnen überantwortete größere schwerere Pfund vervielfältigt weiterzugeben an diejenigen, die nach ihnen kommen.

Wir haben seit ungefähr zehn Jahren, ich darf sagen, zeitweise sogar in etwas stürmischerem Tempo nachholen können, was in dem vorausgegangenen Jahrzehnt an Bildung für die breiten Massen außerfaß und nach der Volksschule verabsäumt worden war. Wir haben eine ganze Reihe von Bildungsanstalten — ich erinnere an die beiden Wirtschaftsschulen in Berlin und Düsseldorf, an die Arbeiterakademie in Frankfurt, angegliedert an die dortige Universität, ferner an die Volkshochschule in Tinz, an eine Unmenge anderer ähnlicher Einrichtungen und an die Hunderte, ja Tausende von Kursen kürzerer Dauer in ganz Deutschland. Was hier mit dieser Schule bezweckt wird und was den Verbänden, die opferbereit die Mittel dazu bereitgestellt haben, den Mut gegeben hat, diese erheblichen Opfer zu bringen, war eine andere Erfahrung, war ein Gedanke, der sich aus manchen Mängeln der letzten Zeit ergab. Wenn ich ein kulinarisches Beispiel in bezug auf die Bildung bringen darf, so möchte ich sagen, daß wir an Feinkostläden einiges in Deutschland zu verzeichnen haben, aber es fehlte uns die herbe Hausmannskost und wir empfanden diesen Mangel täglich mehr, die Möglichkeit, die Jüngeren in den Organisationen so vertraut zu machen mit dem Wesen, dem Wirken, der Taktik und den Notwendigkeiten der Gewerkschaften, die wir Älteren — das ist kein Verdienst, sondern die Feststellung einer Tatsache — erleben konnten. Wir brauchen in stärkerem Maße als bisher den von seiner Verpflichtung

gegen sich und gegen die anderen bis zum letzten Nervo durchdrungenen ehrenamtlichen Funktionär, der die Geschichte seiner Organisation, die Geschichte ihres Wachstums, die Gehege ihrer Wirksamkeit, die Möglichkeit ihrer Auswendungen und ihrer Kräfte heute nicht mehr aus eigenem so unmittelbar weiß wie die Älteren, dem aber diese Möglichkeit verschafft werden muß, und darum haben wir hier ein ganz neues Schulprinzip aufgestellt. Es sind Kurse des ADGB., aber sie sind veranstaltet und getragen von den einzelnen Organisationen. Aus dem Betriebe kommende und wieder nach Absolvierung dieser kurzen Wochen in den Betrieb zurückkehrende männliche und weibliche Funktionäre sollen in diesen Wochen eindringen in die Geschichte, in die Verfassung, in die Struktur und in den Wesenstern ihrer Organisation, und darüber hinaus in all die großen Fragen der Sozialpolitik, des gewordenen und des werdenden Arbeitsrechts. Sie sollen die Kenntnisse erwerben, die notwendig sind zur Beurteilung der wirtschaftlichen Vorgänge und darüber hinaus sollen sie die großen Zusammenhänge von der einen Organisation zu den übrigen mit uns im Bunde vereinigten erkennen, dieser stolzen Armee von 5 Millionen Mitgliedern, die einen großen Seereskörper bildet, und weiter von Landeszentrale zu Landeszentrale die großen tiefempfundenen täglich stärker und inniger werdenden Bindungen im Internationalen Gewerkschaftsbund. Diesem Ziel soll der Schulbetrieb dienen. ...

So betrachten wir unsere Mission. Wir haben keinen Augenblick verleugnet, daß wir uns mit dem Maß der uns früher zugewiesenen Aufgaben nicht mehr abfinden. Lohn- und Arbeitsbedingungen zu regeln war unsere erste Aufgabe. Wir haben inzwischen einsehen gelernt, wie ungeheuer bedeutungsvoll unsere Organisationen, der in ihnen gepflegte Geist und die in ihnen konzentrierte Macht ist, und wir sind aus diesem Grunde der Meinung, daß wir diesen anderen Einfluß auch da anwenden und zeigen müssen, wo nach unserem Dafürhalten falsch, irrig, unvernünftig gearbeitet wird. Je mehr wir die Dinge, die um uns herum sich abspielen, erkennen, je tiefer uns all die Vorgänge im Leben, in dem wir stehen, berühren, um so tiefer wird die Erkenntnis von der Notwendigkeit, an der Aenderung dieser Dinge mitzuwirken, jeder nach Maßgabe seiner Kräfte dessen, was er von Natur aus mitgebracht hat und was er sich im Laufe seines Lebens aneignen konnte, aber angewandt zu dem Ziel, eine neue, eine vernünftige, eine bessere Gesellschaft auf die Beine zu stellen. — Das ist vielleicht in diesem Kreise und angesichts der Kürze der für diese Kurse zur Verfügung stehenden Zeit etwas viel versprochen. Aber diejenigen, die zu uns kommen, denen zuhause vielleicht nur ein Mindestmaß an allgemeiner volkswirtschaftlicher sozialer und sozial-ethischer Bildung hat zuteil werden können, sie sollen hier den Ansporn erhalten, an sich selbst weiterzuarbeiten, sich selbst höher zu heben, sich selbst und damit der Gegenwart und der Zukunft zu dienen. Wenn diese Wünsche, die uns bei der Planung dieses Baues geleitet haben, die die Verbände vermocht haben, außerordentlich hohe Mittel für diesen Zweck bereitzustellen, und auch dauernd weiter bereitzustellen, wenn dies Ziel sich erfüllt, dann sind wir überzeugt, daß wir mit dem uns überantworteten Pfunde richtig gewuchert haben und daß wir unsere Pflicht gegen uns und gegen die Nachwelt erfüllt haben. Dann wissen wir, daß die Schule und das, was in ihr geschieht, ihren Zweck erfüllt und von Nutzen ist.

In diesem Sinne erkläre ich die Bundeschule zu Bernau für eröffnet. In diesem Sinne gelten die heißesten und die innigsten Wünsche nicht nur ihrem Bestehen, sondern ihrer Fortentwicklung, gelten diese Wünsche auch allen denen, die an diesem unseren Zweck mitarbeiten und dafür sorgen, daß diese Aufgaben erfüllt werden. (Lebhafte Beifall.)

Wir schließen uns diesen Wünschen an und hoffen insbesondere, daß die Mitglieder des Deutschen Tabakarbeiter-Verbandes, die im nächsten Jahre Gelegenheit haben werden, einen Vierwöchigenkursus in der Bundeschule durchzumachen, in voller Befriedigung Bernau verlassen und die dort erworbenen Kenntnisse im Interesse der freigewerkschaftlich organisierten Tabakarbeiterchaft verwerten.



Tabakgewerbe



Die Tabakbesteuerung in Deutschland, Frankreich und Großbritannien

Wir bringen den Abschluß der Veröffentlichungen über die Tabakbesteuerung in Deutschland, Frankreich und Großbritannien, wobei wir noch einmal ausdrücklich darauf hinweisen, daß diese Ausführungen und damit auch die darin enthaltenen Werturteile von der Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik“ herrühren und nicht von uns. Es ist bekannt, daß wir über diese Dinge unsere eigenen Gedanken haben. Doch nun zur Sache.

In v. H. des Gesamtsteuer- und -Zollaufkommens betragen die Tabaksteuern und -zölle im

Rechnungsjahr	Deutschland	Frankreich	Großbritannien
1913	4,59	8,61	7,85
1925	6,49	4,75	6,31
1926	7,11	5,26	6,43
1927	6,93	5,66	6,58

Der Anteil der Tabakabgaben am Gesamtsteuer- und Zollaufkommen in den Jahren 1925, 1926 und 1927 gegenüber der Vorkriegszeit hat in Großbritannien nur eine unbedeutende Minderung erfahren. Von größerer Bedeutung war der hauptsächlich infolge Einführung der Umsatzsteuer eingetretene Rückgang des anteilmäßigen Aufkommens der Tabakabgaben in Frankreich. Im Jahre 1927 erreichte er nur noch zwei Drittel des Ertragsanteils von 1913. Eine entgegengesetzte Entwicklung wie in diesen beiden Ländern machten die Tabakabgaben im Rahmen des Gesamtsteuersystems im Deutschen Reich durch. Hier stieg ihr Anteil am Gesamtsteuer- und Zollaufkommen, trotz Einführung der Umsatzsteuer in den Jahren 1925/27 gegenüber 1913 um die Hälfte.

Nachstehend lassen wir einige Uebersichten folgen, die einen Vergleich über den Tabakverbrauch und die Tabakbelastung ermöglichen. Versteuerte und verzollte Tabakmengen in 1000 Kilogramm kamen auf

Steuerjahr	Deutschland			
	Herstellung	Einfuhr	Ausfuhr	Verbrauch
1913	104 124	1424	819	104 394
1925	111 264	171	449	114 460
1926	120 835	408	553	119 815
1927	128 248	721	749	127 071

Steuerjahr	Frankreich			
	Herstellung	Einfuhr	Ausfuhr	Verbrauch
1913	45 051	153	702	44 027
1925	53 529	658	212	53 876
1926	46 505	917	249	46 912
1927	52 118	969	649	50 480

Steuerjahr	Großbritannien			
	Herstellung	Einfuhr	Ausfuhr	Verbrauch
1913	61 299	762	17 364	44 697
1925	75 019	350	14 225	61 144
1926	77 070	344	15 267	62 147
1927	80 665	319	18 430	62 554

In Millionen Mark Vorkriegskaufkraft erbrachten die Tabaksteuer- und Tabakzollerträge

Steuerjahr	Deutschland			Insgesamt
	Steuerertrag	Zollertrag	Insgesamt	
1913	59,1	127,9	187,0	
1925	446,0	28,0	474,0	
1926	519,2	42,0	561,2	
1927	557,0	55,1	612,1	

Steuerjahr	Frankreich			Insgesamt
	Steuerertrag	Zollertrag	Insgesamt	
1913	353,4	1,1	354,5	
1925	288,0	0,4	288,4	
1926	290,7	0,3	291,0	
1927	400,9	0,3	401,2	

Steuerjahr	Großbritannien			Insgesamt
	Steuerertrag	Zollertrag	Insgesamt	
1913	2,0	0,4	373,1	375,5
1925	1,5	0,0	652,2	653,7
1926	1,5	0,0	687,5	689,0
1927	1,6	0,0	768,6	770,2

Ein Vergleich des Verbrauchs und der Steuerbelastung bei Tabak je Kopf der Bevölkerung bzw. je Kilogramm Rohtabak¹⁾ ergibt folgendes Bild:

An versteuertem und verzolltem Tabak kamen auf den Kopf der Bevölkerung

Rechnungsjahr	Deutschland	Frankreich	Großbritannien
1913	1,553 kg	1,171 kg	0,979 kg
1925	1,834 kg	1,469 kg	1,358 kg
1926	1,906 kg	1,233 kg	1,374 kg
1927	2,009 kg	1,323 kg	1,377 kg

Das ergibt eine Belastung auf den Kopf der Bevölkerung in Mark Vorkriegskaufkraft

Rechnungsjahr	Deutschland	Frankreich	Großbritannien
1913	2,78	8,91	8,23
1925	7,60	7,43	14,51
1926	8,93	7,13	15,24
1927	9,68	9,82	16,95

Belastet war je ein Kilogramm Rohtabak in Mark Vorkriegskaufkraft

Rechnungsjahr	Deutschland	Frankreich	Großbritannien
1913	1,79	7,58	8,40
1925	4,14	4,99	10,69
1926	4,69	5,72	11,09
1927	4,82	7,33	12,31

Beim Tabak hat unter den Vergleichsländern Deutschland nach wie vor dem Kriege bei einem absolut und je Kopf berechneten höchsten Verbrauch trotzdem den niedrigsten Steuerertrag, nicht nur je Kilogramm versteuerten Tabaks, sondern auch je Kopf der Bevölkerung aufzuweisen. Allerdings darf hierbei nicht übersehen werden, daß im Deutschen Reich die Umsätze von Tabak der Umsatzsteuer unterliegen, während sie in Frankreich von dieser befreit sind. Wenn die Steigerung des Aufkommens an Tabakabgaben in der Nachkriegszeit am augenscheinlichsten im Deutschen Reich in die Erscheinung trat, so kommt darin einerseits die fortgesetzte Zunahme des bereits 1913 verhältnismäßig hohen Tabakkonsums und andererseits die 1913 im Verhältnis zu den beiden anderen Ländern niedrige Steuerbelastung, die eine intensivere Verstärkung gestattete, zum Ausdruck. Während der Kopfverbrauch Deutschlands 1913 um ein Drittel höher als derjenige Frankreichs und um 60 v. H. höher als in Großbritannien war, überstieg er 1927 den Kopfverbrauch Frankreichs bereits um die Hälfte, obschon auch in Frankreich der Verbrauch um etwa 15 v. H. gestiegen war, wohingegen er nur noch knapp die Hälfte mehr als in Großbritannien ausmachte. Der Verbrauch stieg nämlich schneller in Großbritannien, wo er 1925/27 den von 1913 um 40 v. H. übertraf, während er in Deutschland bis 1927 immerhin noch um 30 v. H. gegenüber 1913 zugenommen hat. Bei der Steuerbelastung je Kilogramm dagegen, die noch 1913 in Frankreich mehr als das Vierfache und in Großbritannien fast das Fünffache von der im Deutschen Reich betrug, war 1927 insofern bereits eine Angleichung erfolgt, als die Belastung in Vorkriegskaufkraft in Frankreich nur noch 2/3 mal so groß und in Großbritannien 2/3 mal so groß als im Deutschen Reich war. Noch stärker war der Ausgleich bei der Kopfbelastung. Diese machte 1913 in Großbritannien fast das Dreifache und in Frankreich etwas mehr als das Dreifache von jener im Deutschen Reich aus; 1927 hatte sie in Deutschland fast dieselbe Höhe wie in Frankreich erreicht, während die britische Kopfbelastung die deutsche um das 1 1/2 fache übertraf. Der Grund hierfür liegt in der absolut und, gegenüber Frankreich, auch relativ stärkeren Konsumsteigerung, verbunden mit einer relativ höheren Zunahme des Steueraufkommens je Konsumeinheit in Deutschland.

¹⁾ Für Frankreich wurde unter Zugrundelegung der für die Ermittlung des Tabakkonsums maßgebenden Umrechnungsätze der deutschen Verbrauchssteuerstatistik das Gewicht der Fabrikatmengen auf die entsprechenden Mengen Rohtabak umgerechnet.

Lohnbewegungen in der Zigarettenbranche

Frankfurt a. M.

Nach der am 30. April getroffenen Vereinbarung gelten für Frankfurt a. M. folgende Wochenlöhne:

1. Für Arbeiterinnen im Alter von 14 bis 17 Jahren 21,10 M, von 17 bis 20 Jahren 23,26 M, von 20 bis 22 Jahren 30,14 M und von über 22 Jahren 32,18 M. Ferner erhalten Witwen und geschiedene Frauen eine Zulage von 1 M; die in der Tabak- und Maschinenabteilung beschäftigten Arbeiterinnen eine Zulage von 5 Prozent auf den Lohn ihrer Altersklasse; die an Schnellläufer-Maschinen beschäftigten Arbeiterinnen eine Zulage von 10 Prozent auf den Lohn ihrer Altersklasse; Aufreiberinnen einen Wochenlohn von 32,50 M, Maschinenarbeiterinnen, Tabakschneiderinnen, Post- und Bahnpackerinnen einen Lohn von 35,60 M und Vorarbeiterinnen einen Wochenlohn von 40,64 M.

2. Arbeiter im Alter von 14 bis 17 Jahren 22,05 M, von 17 bis 20 Jahren 28,56 M, von 20 bis 22 Jahren 35,60 M, von über 22 Jahren 42 M und Verheiratete jeden Alters 48,50 M. Außerdem erhalten Tabakaufreiber den Hilfsarbeiterlohn ihrer Altersklasse und eine Zulage von 1 M. Tabakschneider und Messerschleifer pro Woche eine Zulage auf den Hilfsarbeiterlohn ihrer Altersklasse von 10 Prozent.

Dieser Tarifvertrag läuft vom 1. Mai 1930 bis zum 31. März 1931 und kann mit monatlicher Kündigungsfrist erstmalig zum 31. März 1931 gekündigt werden. Erfolgt keine Kündigung, so läuft er stillschweigend weiter.

Berichtigung

In dem Bericht über die Lohnstreitigkeiten in der Dresdener Zigarettenbranche in der vor. Nr. d. Ztg. muß es heißen: Der Lohnarbitrervertrag läuft zunächst bis zum 31. Januar 1931 und nicht bis zum 31. März 1931.

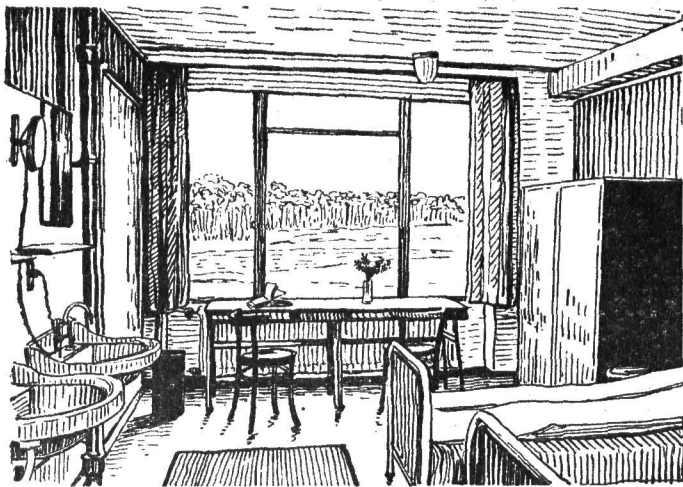
Tarifkonflikt in Holland

Unsere holländische Bruderorganisation hat den bestehenden Kollektivvertrag zum 31. Mai dieses Jahres gekündigt und den Unternehmern folgende Forderungen unterbreitet: 1. Erhöhung des Urlaubs von drei auf sechs Tage unter Weiterzahlung des Lohnes; 2. Erhöhung der Vergütung für gesetzlich anerkannte christliche Feiertage von 50 auf 100 v. H., und 3. Erhöhung aller Stück- und Wochenlöhne um ungefähr 12 v. H. Die Unternehmer haben angeichts des nach ihrer Meinung weitgehenden Charakters der Forderungen jede Verhandlung darüber abgelehnt. Sollten die Unternehmer bei dieser starren Ablehnung bleiben, dann ist ein ernster Konflikt unvermeidlich.

Wir brauchen der holländischen Kollegenchaft wohl nicht besonders zu versichern, daß die Mitglieder des Deutschen Tabakarbeiter-Verbandes ihrer Bewegung, die sie mit Interesse und Sympathie verfolgen werden, einen guten Abschluß wünschen.

Herr Liske ist nicht dabei!

Herr Georg Liske in Dresden teilt der „Offiziellen Zeitung der Deutschen Zigarren-Laden-Inhaber“ mit, daß er mit dem in Döbeln zu errichtenden Betrieb zur Herstellung von Marken- oder Maschinenzigarren nichts zu tun hat. Wir halten es für ein Gebot der Loyalität, von dieser Richtigstellung Mitteilung zu machen, weil auch in der vorigen Nummer des „Tabak-Arbeiter“ die Rede davon war, daß Herr Georg Liske mit von der Partie sein sollte.



Ein Wohnzimmer für Schüler in der Bundesschule in Bernau

Bekanntmachungen

Am 10. Mai ist der 19. Wochenbeitrag fällig

Folgende Gelder sind eingegangen:

26. April. Ergleben 48.—, Frankfurt a. M. 120.—, Mainz 170.—, Münster 53.05.
28. Danzig 100.—, Marienburg 50.—, Bauzen 250.—, Mühlhausen 400.—, Ansbach 100.—, Dresden 3000.—, Nordhausen 600.—
29. Salungen 200.—, Elbing 2000.—, Gießen 100.—, Pasewalk 20.—
30. Gießen 125.80, Hanau 141.55, Kaiserslautern 22.80, Landsberg 65.—, Frankenberg 1000.—

1. Mai. Braunschwalde 100.—, Leopoldshöhe 22.10, Wollersdorf 30.—, Mennighüffen 600.—
2. Gießen 250.—, Offenbach 100.—, Destringen 120.—, Lübbecke 1000.—

3. Nordhausen 800.—, Brotterode 165.—, Dresden 800.—, Baden-Baden 300.—, Hohenheim 500.—, Untergruppenbach 50.—

Ausgeschlossen nach § 14 des Statuts wurden:

Der Zigarettenarbeiter Gustav Petersen in Altona, geboren am 21. November 1898, eingetreten am 10. Januar 1930.

Der Zigarettenarbeiter Jonny Schönell in Altona, geboren am 19. Januar 1897, eingetreten am 8. Juli 1927 Sa 20 418.

Der Zigarettenarbeiter Emil Glaeveke in Altona, geboren am 1. April 1897, eingetreten am 21. September 1929.

Die Zigarettenarbeiterin Wilhelmine Gregor in Hamburg, geboren am 6. September 1902, eingetreten am 28. Januar 1927 Sa 6164.

„Ein guter Tip“

ist die Lösung (eingereicht vom Kollegen Karl Bergner, Leipzig, Charlottenstraße 21), auf die der erste Preis unseres Filmpreisausschreibens „Tausend Meter Film suchen einen Namen“ fiel

Die Preise II bis X entfielen in folgender Reihe auf nachstehende Kollegen:

Franz Schrader, Versbach b. Würzburg, Jahnstr. 116/3/4.
Franz Hawlizeck, Bremen, Grasberger Straße 67.
H. Kegelmann, Bochum, Grabenstraße 37.
Gustav Schreiber, Braunschweig, Döringsstraße 1.
Paul Richter, Gittersee b. Dresden, August-Bebel-Straße 4.
August Kollin, M.-Glöblich, Brunnenstraße 113.
Marlin Becker, Leipzig C 1, Gemeindestraße 26.
Adolf Piltroff, München, Auenstraße 80 und Schülerin Agnes Lummer, Essen-Borbeck, Neustraße 116a

Ein guter Tip

ist der Kauf eines Lindcar-Fahrrades

gegen Wochenraten von RM. 3,— durch unsere Niederlagen und Ortsausschüsse des ADGB. vom Eigenunternehmen der Gewerkschaften

Lindcar-Fahrradwerk

Aktiengesellschaft

Berlin-Lichtenrade

Anerk. beste Waagequelle für billig. böhmisch. Bettfedern

1 Pfd. graue, gute, geschliffene 80.-
1.-M. halbweiße 1.20 M., 1.40 M.,
weiße flaumige, geschliffene 1.70, 2.-,
2.50, 3.- M., feinste geschliff. Halb-
flaum-Herzschafte-Federn 4.-, 5.-,
6.-, 1 Pfd. Aufspfedern ungeschliffen
mit Flaum gemengt, halbweiß 1.75 M., weiß 2.40 M.,
3.- M., allerfeinster Flaumrups 3.50 M., 4.50 M. Ver-
sand zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfd. an franko.
Umtausch gestattet, für Nichtpass. Geld retour. Muster
und Preisliste gratis. S. Benisch in Prag XII,
Amerika ulice Nr. 26/902, Böhmen.



Gummiwaren

Hygien. Artikel. Preisl.
T 2 gratis. „Medicus“
Berlin SW 68, Allee
Jacobstraße 8

Billige böhmische Bettfedern!

Nur reine, gutfüllende Sorten. Ein Kilo graue, geschliffene 3 M, halbweiße 4 M, weiße 5 M, bessere 6 M, 7 M, daunenweiße 8 M, 10 M, beste Sorte 12 M, 14 M, weiße, ungeschliffene 7.50 M, 9.50 M, beste Sorte 11 M, Versand portofrei, zollfrei gegen Nachnahme. Muster frei. Umtausch und Rücknahme gestattet.

Benedikt Sachsel, Lobes Nr. 245 bei Pilsen (Böhmen)



Wovon man jetzt gerade spricht

„Guten Tag Frau Kluge! Sie waren wohl einkaufen?“
 „Ach, Frau Schulte? Guten Tag auch. Ja gewiß war ich einkaufen. Sie sehen ja, wie ich bepackt bin. Ich rechne schon gerade wieder im Stillen aus, wieviel Geld ich dabei los wurde.“
 „Gott, was brauchen Sie viel zu rechnen, Sie haben ja genug.“
 „Schulden meinen Sie wohl? Da haben Sie recht. Aber Spaß beiseite, es kann einem doch schwummelig werden, wenn man so beim Geldausgeben ist.“
 „Das haben Sie gut gesagt, Frau Kluge. Ich denke auch oft am Lohnstag, wie ich wohl bis zum nächsten herkommen werde. Aber schließlich gehts doch immer wieder.“
 „Ja, ja, so ist's überall. Man muß sich nur wundern, daß das arme Volk sich noch immer so zufrieden gibt.“
 „Ach, gehen Sie los, Frau Kluge, mit dem Volk. Das läßt sich abschlichten von den Metzgern, die es sich selber auserwählt. Sie sehen doch, wie es jetzt wieder geht, da in der Politik.“
 „Sieh einer an, Frau Schulte, nun treiben Sie wohl auch Politik? Sie sagten mir doch neulich, ich sollte Ihnen damit vom Halbe bleiben. Sie wissen doch, als ich Ihre Nette in die Organisation aufnehmen wollte.“
 „Wohl, Frau Kluge, ich weiß das schon. Aber wissen Sie, wenn ich auch so ein bißchen kurz angebunden war damals, so habe ich doch noch lange über das, was Sie mir sagten, nachgedacht. Na und da kam ja gerade die Sache mit dem Regierungswechsel, und da habe ich das mal so ein bißchen verfolgt.“
 „So ist das. Deshalb wissen Sie also schon Bescheid in der Politik. Na, und was meinen Sie selber denn jetzt zu der Sache?“
 „Zuerst mußte ich ja nicht recht, was da vor sich geht. Da hat mir mein Mann dann so langsam alles klargemacht. Das ist ja die reine Halsabschneiderei, was da am Volke verübt wird.“
 „Nicht wahr, Frau Schulte, aber da sehen Sie einmal deutlich, wie es geht, wenn das merktätige Volk gleichgültig wird gegenüber der Politik. Das müssen wir alles schwer büßen.“
 „Nicht einmal das Gefrierfleisch wollen sie in Zukunft her-einlassen. Da kriegt der arme Mann ja wohl wenig Fleisch mehr auf den Tisch. Das teure Frischfleisch kann sich unsereiner doch selten leisten.“
 „Dazu kommen dann die Preissteigerungen für Milch, Graupen, Sago, Stärke usw., in Folge der hohen Zölle, die auf diese Waren verlegt wurden.“

„Sagen Sie, Frau Kluge, wie geht das eigentlich mit den Zöllen, da verstehe ich nichts von?“
 „Nehmen Sie einmal an, die deutschen Großgrundbesitzer verkauften den Zentner Graupen zu 50 Mark. Die holländischen Landwirte aber liefern die Graupen schon zu 40 Mark. Damit nun der deutsche Landwirt seine teuren Graupen los wird, muß der Holländer 10 Mark Extrasteuer (Einfuhrzoll) an den Staat zahlen. Die muß er natürlich jetzt auf den Preis von 40 Mark schlagen, so daß seine Graupen jetzt ebenfalls 50 Mark kosten. Wegen dieser Zölle also kann der deutsche Großgrundbesitzer seine teuren Graupen ohne Konkurrenz loswerden, wofür der Käufer, also der arme Mann, einen höheren Preis zahlen muß.“
 „So ungefähr hat es mir mein Mann auch erklärt, aber ich hab das gar nicht glauben wollen. Also so verteuert man uns armen Leuten einfach unsere Lebenshaltung.“
 „Ja gewiß, aber das Schlimmste ist ja, daß sie uns auch noch die Dividenden wegsteuern, die der Konsumverein immer zahlt.“
 „So, das wollen sie auch noch? Na, da weiß man bald nicht mehr, was man sagen soll.“
 „Das wäre das wenigste, Frau Schulte. Das Volk sollte nur wissen, was es da machen soll. Was dann gesagt sein muß, findet sich schon von selbst.“
 „Was man da machen soll? Ja, was ist da viel zu machen, die haben doch die Macht, damit fertig. Wir können da nur still halten.“
 „Nun sind Sie wieder in Hitze geraten, Frau Schulte. Vorhin haben Sie ja selbst schon angedeutet, was gemacht werden müßte, oder, Sie haben eigentlich nur gesagt, was nicht gemacht werden dürfte, nämlich nicht wie die dümmsten Kälber die eigenen Metzger wählen.“
 „Das ist richtig, Frau Kluge, gewiß, wir müßten eben die richtigen, das heißt unsere Leute ins Parlament wählen. Aber ich sagte ja, daß das dumme Volk das nicht macht.“
 „Aber nur aus Unwissenheit, Frau Schulte. Und das trifft ja besonders bei den Frauen zu, die Frauen sind hier zuwenig aufgeklärt.“
 „Wie soll man das aber machen, um hier Aufklärung schaffen zu können.“
 „O da gibt es viele Möglichkeiten. Sehen Sie, wir beide treffen uns hier zufällig. Wie leicht und schnell waren wir auf unser Gespräch über Politik gekommen. So sollte das jetzt überall sein, wo Frauen sich treffen. Diejenigen, die schon etwas auf-

Harald Lang's Auferstehn

Erzählung von Anna Mosegaard

VI

Erst als Ragnhild wieder das Bett verlassen hatte, geht er zu ihr. Und wieder saß sie im Lehnstuhl vor dem Ofen und wieder lächelt sie ihm zu, als er zagend und unbeholfen eintrat. Ein reizvolles, neues und doch uraltes Lächeln ist's — das Lächeln einer jungen Mutter.

Pastor Mortensen nimmt es fast den Atem. Er magt sich kaum noch zu rühren. Da reicht sie ihm ihren Jungen hin: „Wollen Sie ihn denn nicht sehen, meinen Jungen?“

Zaghaft greift er nach dem weißen Bündel. Ein goldblondes, flaumigweiches Köpfchen berührt seinen Arm — zwei tiefblaue Augen sehen ihn forschend an.

„Er sieht Harald so ähnlich und ich bin so glücklich darüber“, sagt Ragnhild errötend. „Wollen Sie mir nicht gratulieren?“

Pastor Mortensen legt seine schmale weiße Hand auf das goldig-schimmernde Kinderköpfchen und sagt: „Gott segne dich, du liebes Heidekind!“ Dann gibt er der Mutter das Kind zurück. „Gott segne auch dich, du junge Mutter“, kommt es kaum hörbar aus seiner schluchzenden Kehle.

Ehe er es verhüten kann, ergreift sie seine Hand und drückt einen icheren, ehrfurchtsvollen Kuß darauf.

Schon will er gehen, Ragnhild aber bittet ihn, doch eine Weile zu bleiben, da sie gern über die Taufe mit ihm sprechen will.

„Die Taufe! — Ach so — ja! Ob sie denn schon einen Namen habe?“

Wieder huscht ein feines, liebliches Erröten über ihr schönes, etwas schmal gewordenes Gesicht.

„Er soll Harald heißen!“

„Nur diesen einen Namen?“

„Ja, nur den einen!“

„Und die Paten?“

„Ich habe mir gedacht, Karoline als Patin eintragen zu lassen. Aber ich möchte mein Kind selbst über die Taufe halten!“

„So, das möchtest du?“

„Ja, und dann möchte ich Sie bitten, das Kind hier im Hause zu taufen!“

„Nein, Ragnhild! Daraus wird nichts!“ sagte Pastor Mortensen ruhig, aber bestimmt. „Warum willst du dein Kind nicht hineintragen in die Kirche?“

Ragnhild schwieg verlegen.

„Ich glaube dein Schweigen zu verstehen. Aber ich möchte dich trotzdem bitten, von deinem Vorhaben abzustehen. Du kannst dich doch nicht auf Lebzeiten vor den Leuten verkriechen! Und außerdem, Ragnhild, haben die Dörfler nicht ein Recht darauf? — Haben sie nicht ein Recht darauf, dein Kind zu sehen? Haben sie nicht teilgenommen an deinem Leid — also — haben sie auch ein Recht, sich mit dir zu freuen.“

„Daran habe ich nicht gedacht, verzeihen Sie“, sagte Ragnhild leise. „Ich danke Ihnen, Herr Pastor, daß Sie mir das gesagt haben. Also soll mein Junge in der Kirche getauft werden.“

„Sollt du bereits den Tag bestimmen?“

„Nein, — aber ich denke so bald als möglich.“

geklärt sind, müssen dann den anderen den richtigen Weg weisen. Wenn hier guter Wille und etwas Mut besteht, dann läßt sich so sehr viel erreichen."

"Recht haben Sie, Frau Kluge, und ich werde selbst tun, was ich kann."

"Wirklich, Frau Schulte, und wie ist es jetzt mit Ihrer Ältesten, der Anneliese, soll sie jetzt Mitglied werden in unserer Organisation?"

"Sie sind ja ein Schlauberger und haben Ihren Namen nicht gestohlen, Frau Kluge. Die Gelegenheit werden wir gerade ausnützen, dachten Sie, nicht wahr? Aber ich nehme das nicht übel und sehe ein, daß es schon richtig ist mit dem, was Sie sagen. Also die Anneliese können Sie aufnehmen. Sie soll beizeiten den richtigen Weg finden und nicht so lange durch die Welt dösen wie ich selber."

"Brav, Frau Schulte, nun sehe ich, daß Sie wirklich ganz zu begreifen beginnen. Gerade jetzt ist es nämlich doppelt notwendig, daß wir starke Berufsorganisationen schaffen können. Was uns die Bürgerblockregierung über die Politik raubt, müssen wir eben durch starke Gewerkschaften zurückgewinnen."

"Ich weiß, Sie haben mir ja leztthin davon viel erzählt, aber Sie wissen ja, wir Frauen begreifen so schwer in diesen Fragen. Unserer ist noch aus der alten Schule und meint immer, die Politik sei eigentlich nur für Männer. Aber die Welt hat sich scheinbar gründlich gewandelt."

"In dieser Beziehung ja, Frau Schulte. Die Frauen spielen wirklich heute eine große Rolle in der Politik, aber auch im Wirtschaftsleben. Und wenn wir Frauen nicht im Berufsleben das Aschenbrödel spielen wollen, dann müssen wir schon zusammenstehen und gemeinsam kämpfen. Und das ist nur möglich in der Organisation. Und ich kann Ihnen sagen, Frau Schulte, das macht selbständig und frei gegenüber den männlichen Berufskollegen, Sie werden sehen, auch Ihre Anneliese wird Ihnen das bald bestätigen."

"Ich hoffe das, Frau Kluge. Aber ich bin zu Hause. Also leben Sie wohl und recht viel Glück für Ihre Wirksamkeit. Halten Sie mir aber ein Auge auf die Anneliese."

"Keine Sorge, Frau Schulte. Auf Wiedersehen!"

L. Zibiehl

Gehört die verheiratete Frau ins Haus?

In der deutschen „Metallarbeiter-Zeitung“ widmet Fritz Kummer der Frage der Arbeit der verheirateten Frau einen eingehenden Artikel. Genosse Kummer ist sich der Tatsache bewußt, daß die verheiratete Werkstattkollegin an der Drangsal der arbeitslosen Männer nicht schuld ist, sondern daß sie, wie der arbeitslose Mann, das Produkt der kapitalistischen Wirtschaft ist. Er weiß, daß die meisten Frauen aus Not und nicht aus Neigung in der Fabrik arbeiten, daß es sich bei der Lösung der ganzen Frage nicht um ein gefekliches Verbot der Arbeit der

verheirateten Frauen, sondern eher um ein Erziehungsproblem und die Durchführung des Prinzips „Gleicher Lohn für gleiche Leistung“ handelt.

Andererseits will aber Genosse Kummer auch nicht den bestehenden Tatbestand übersehen. Wie die Dinge in der Praxis zurzeit liegen, spekuliert eben der Unternehmer noch mit Erfolg auf den niedrigeren Lohn für Frauenarbeit. Durch die Rationalisierung wird dieses und andere Uebel eigentlich erst recht in Erscheinung gebracht. Kein Mensch kommt um die Feststellung herum, daß in gewissen Fällen Arbeit verheirateter Frauen als widerfünftig erscheinen kann, wenn man bedenkt, daß 2 Millionen Männer Arbeit suchen, und daß viele Frauen nicht in Arbeit stehen, um einen Zuschuß zum geringen Erwerb des Mannes zu erzielen, sondern um die gleiche oder ähnliche Arbeit von arbeitslos gewordenen Männern zu einem noch schlechteren Lohn zu leisten. Genosse Kummer führt in diesem Zusammenhang einen Brief einer 60jährigen Frau aus einem bayrischen Fabrikort an, der besser als alle theoretischen Ueberlegungen den Tatbestand beleuchten kann. In diesem Brief heißt es u. a.:

Die Zustände hier sind gar nicht mehr mit anzusehen. Die Frau X, die Frau Y und die Frau Z arbeiten, aber ihre Männer müssen stempeln gehen. Mein Mann und meine beiden Jungen kriegen keine Arbeit, aber mich nimmt man; ich lade Kohlen für die Bauern ab. Bei uns sind viele Männer daheim und machen die Hausarbeit, während wir Frauen schwere Männerarbeit verrichten. Das ist doch ganz unnatürlich. Was soll nur aus den Kindern werden. Wenn wir solche Zustände dulden, machen wir uns mitschuldig an der Verrohung der Jugend. Die Kinder müssen uns ja alle verachten und uns später zur Verantwortung ziehen...

Aus diesem Briefe spricht nicht nur die wirtschaftliche Seite der Frage, sondern es liegen ihm vor allem auch ethische Erwägungen zugrunde. Um solche Erwägungen ist es auch Genossen Kummer zu tun. Er fragt sich vor allem, inwieweit die Arbeit verheirateter Frauen das Wohl und die Ziele der ganzen Arbeiterklasse und den kulturellen Fortschritt berührt. Der oft geäußerten, ein wenig simplistischen Meinung, als ob die Arbeit der Frau im Erwerbsleben ausschließlich eine Sache der Gleichberechtigung von Mann und Frau sei, und daß das Fernbleiben der Frau von mannigfacher Erwerbsarbeit ein Fernbleiben von hochwertiger und begehrtenwerter Beschäftigung und damit eine Herabsetzung der Frau auf das Niveau „gewöhnlicher Hausarbeit“ sei, setzt Genosse Kummer die Feststellung gegenüber, daß die Frau gerade als Leiterin eines Haushaltes eine für den Aufstieg der Arbeiterklasse äußerst wichtige und hochwertige Arbeit zu leisten hat. Er sieht über die besonders von „emanzipierten“ Frauen ein wenig unterschätzte oder falsch eingeschätzte „gewöhnliche Hausarbeit“ hinaus nach jenem Haushalt, der nicht nur als eine Verpflegungsanstalt für Mann und Kinder bewertet wird, sondern als eine äußerst wichtige Zelle des kulturellen Fortschrittes der Arbeiterklasse. Er verheißt sich nicht, daß gerade von den Auffassungen und der Arbeit auf die-

„Wäre dir der erste Ostertag recht?“

„O ja!“

„Das freut mich sehr, nämlich für diesen Tag habe ich mir etwas Bestimmtes gedacht. Ich habe dann drei Kindlein auf einmal zu taufen, das ist in unserem Dorfe seit Menschengedenken nicht dagewesen. Und darum will ich alle drei zusammen taufen. Verstehst du, drei Täuflinge, rund um den Taufstein. Ich muß sagen, ich freue mich sehr darauf. Recht feierlich soll es werden!“

„Darf ich wissen, wen die anderen Kinder gehören, die mit meinem Jungen zusammen getauft werden sollen?“

„Da ist zunächst der erste Sohn des reichen Heidebauern Harms, das andere ist ein Mädel vom Totengräber.“

Ragnhild lächelte schelmisch, aber doch ein wenig bitter. „Na, da kommt er ja gleich in die beste Gesellschaft.“

Damit war die Angelegenheit zu beider Zufriedenheit erledigt.

Bald schon machte sich Ragnhild daran, das Taufkleidchen zu nähen. Sie durchstöberte ihre Truhe und fand das hellblaue Kleid, das sie getragen hatte an jenem Tage, als sie Harald Lang zum ersten Male gesehen hatte. Als sei es noch gestern gewesen, so frisch stand ihr der Tag noch in Erinnerung. Deutlich hörte sie Frau Lang sagen: „Sieh nur, Harald, ich trug das Kleid, als ich noch eine ganz junge Frau war, und nun kann Dilbe es noch haben.“

Und aus diesem Stoff wollte sie das Taufkleid nähen für ihren Jungen. Manch heißes Gebet, manchen frommen Wunsch nähte sie mit hinein. Und manche heiße Träne war darauf gefallen.

Es waren noch acht Tage bis Ostern.

Ragnhild war nun soweit hergestellt, daß sie wieder auf der Maschine stricken konnte. Das Kind schlief viel, da konnte sie ungestört arbeiten. Sie konnte das Geld gut gebrauchen. So vertieft war sie in ihrer Arbeit, daß sie Pastor Mortensens Schritte ganz überhörte. Mit sorgenvollem Gesicht stand er plötzlich vor ihr. „Ragnhild, laß die Arbeit eine Weile sein, ich muß mit dir sprechen“, sagte er ernst.

Erschrocken sah sie auf: „Was gibt's denn, Herr Pastor?“

„Ich mag es dir fast nicht sagen, so schmerzt es mich. Tagelang trug ich es mit mir allein herum, aber es muß gesagt werden: Harms will sein Kind allein getauft haben.“ Gott sei Dank, nun war es heraus.

„Das kann ja der Mann halten, wie er will!“ entgegnete Ragnhild mit Ruhe.

„Ja, du hast recht, eigentlich könnte es mir gleich sein — aber siehst du — erstens hatte ich mich doch so sehr darauf gefreut auf diese dreifache Taufe.“

„Man freut sich oft zu früh, Herr Pastor — —“

„Sinn! auch das wäre das Schlimmste nicht, — aber siehst du, Ragnhild, ich weiß fast nicht, wie ich es dir sagen soll — Pastor Mortensen atmete schwer — „er will sein Erstgeborenes nicht mit einem „Unehelichen“, wie er sich ausdrückte, zusammenbringen.“ So, nun war auch das heraus.

Ragnhild erlebte.

„Er ging zwar erst darum herum, meinte, es gäbe ein Unglück, wenn drei auf einmal getauft würden. Eins davon müsse dann früh sterben. Da schlug ich ihm vor, zuerst die beiden Knaben und dann hinterher das Mädel zu taufen. Er lehnte alles ab.“

sem Gebiet die kulturellen Ziele der Arbeiterklasse stark bedingt sind.

Wir geben nachstehend einige Stellen des Artikels wieder, die speziell diese ein bißchen vernachlässigte Seite des Problems betreffen, ohne sie uns restlos zu eigen zu machen:

Wenn das abgearbeitete Weib abends heimkommt, ist es viel zu müde und mißgestimmt, um nur die dringlichste Hausarbeit zu verrichten. Allmählich greift eine Gleichgültigkeit Platz: die Lust, den Haushalt einigermaßen zu ordnen, wird durch körperliche Erschöpfung ausgetrieben. Wo soll einer derart gezeigten Proletarierin noch die Kraft und die Neigung herkommen, ein Buch zu lesen oder sich mit den politischen und wirtschaftlichen Dingen vertraut zu machen, die sie kennen muß, wenn sie ihre Pflicht als Staatsbürgerin erfüllen und zur Sozialistin heranreifen soll...

Wie es mit der Erziehung der Kinder einer Familie steht, wo Mutter und Vater tagsüber draußen sind und die Kinder irgendwo „eingestellt“ werden, kann man sich leicht vorstellen.

Solchen Kindern paukt man ganz vergeblich ein, sie sollten sich der Eltern dankbar erweisen und ihrer würdig sein. Dankbar für was und würdig wem? Die lahle Elternklause, das Fehlen der sanft geleitenden Mutterhand, die ewige Herumtölperei der Kinder bei Bekannten und Verwandten, kurz, die freudlose Jugend wird zeitlebens die Seele beschatten und das Gefühl der Dankbarkeit dämpfen. Ja, die Jungens werden womöglich sogar den Alten sagen, daß sie, die Alten, sich erst einmal der Jungen würdig zeigen sollen! Vergleichen kommt heute vor und wird bald noch öfter vorkommen. Die Alten werden darüber bitter klagen und von Verrohung der Jugend reden. Nicht mit Unrecht, wie die Erfahrung der Kriegszeit bestätigt. Die Väter waren im Felde, die Mütter irgendwo in der Industrie — wie hätte da die Jugend der Verrohung entgehen können?...

Natürlich ist auch um der sozialistischen Bewegung willen danach zu streben, daß die verheiratete Frau der Fabrik fernbleibt, damit sie des Mannes gute Weg- und Kampfgefährtin, der Kinder liebevolle Fürsorgerin, kurz, die tüchtige Förderin der proletarischen Wohlfahrt sein kann. Menschen, denen die starke Weggenossin und die heitere Mutter fehlt, gehen gedrückt, unfroh durchs Leben. Die Gewerkschaftsbewegung, die bald noch mehr Köpfe und Seelen bedarf, heißt gleichfalls, daß die verheiratete Proletarierin daheim bleibt, um dort zu voller Blüte die seelischen und geistigen Kräfte zu entfalten, die die Gewerkschaftsbewegung braucht, um das schwere Los der Arbeiterfrau wie das ihrer Klasse bessern zu können. Was die verheiratete Proletarierin in ihrer Familie an wirtschaftlichen, seelischen und geistigen Werten zu schaffen vermag, ist für sie und ihre Familie viel wertvoller als der Fabriklohn, und sei er noch so hoch. Das gilt auch für die kinderlosen Arbeiterfrauen. Wenn sie nicht wissen sollten, wie sie ihre Zeit nützlich verbringen können, dann sollten sie bei der Arbeiterwohlfahrt anfragen... Es ist daher in jedem Betracht auf Einschränkung der Fabrikarbeit der verheirateten Frau zu dringen. Ob man diese mittels der Gewerkschaften oder der Betriebsvertretungen zu erreichen sucht, oder durch ein gesetzliches Verbot, das muß in jedem Lande besonders geprüft werden. Ein derartiges Verbot wird übrigens nicht mehr, eher weniger Anstrengungen kosten

Ragnhild kämpfte mit Tränen. „Ist es denn nicht doch besser, ich lasse meinen Jungen hier im Heidehaus taufen?“

„Nein, nun erst recht nicht! Ich habe alles schon angeordnet, wie es sein soll. Den Sohn des Heidebauern taufe ich am ersten Festtage, deinen Knaben mit der Tochter des Totengräbers am zweiten. Ist es dir so recht?“

Eine Träne trübte ihren Blick.

„Weine nicht, Ragnhild“, bat er weich und tröstend. „Der Totengräber hält zu dir. Er ist über die Herausforderung des Harms sehr empört. Er will sein Mädel zehnmal lieber mit deinem Jungen, als mit dem des Geizbauern zusammen taufen lassen, sagte er mir.“

Ragnhild lächelte unter Tränen.

Väterlich wohlwollend legte der Pastor seine Hand auf ihren Scheitel: „Ragnhild, es wird nicht der letzte Schmerz sein, den du um dein Kind ertragen wirst!“

Wie eine Madonna sah sie zu ihm auf: „Ich werde es lernen müssen, mich zu beugen — und doch — einer ganzen Welt voll Feinden will ich trocken für mein Kind.“

Ostersonntag. Goldig und klar lacht die Frühlingssonne vom Himmel hernieder. Der Friedhof, der die Kirche umgibt, ist heute ein großer, blühender Garten. Bunte Krokusse, gelbe Osterblumen, Tulpen und tiefblaue Weilschen blühen auf allen Gräbern. Feierlich rufen die Glocken zum Gottesdienst. Eine kleine Wagenreihe fährt vor und hält vor der Kirchentür. Im ersten sitzt Klaus Harms mit seiner Frau und den drei Vätern, die abwechselnd das Kind in ihren Armen tragen. Aus den andern

als alle die gesetzlichen Maßnahmen, die manche Verfechter der Frauenarbeit für den Schutz und die Vorsorge für die verheiratete Arbeiterin wünschen.

Ich selbst kann mich nicht für ein gesetzliches Verbot erwärmen. Ich verspreche mir viel mehr von der Aufklärung und Erziehung. Haben die Gewerkschaften nicht ziemlich schnell und sehr gründlich die Arbeiter zur Solidarität bei Lohnkämpfen erzogen? Nur noch bei wenigen Streiks sind Schwarzbeine zu sehen, bei den meisten sind sie gar nicht einmal mehr denkbar. Warum sollte eine solch gründliche Erziehung nicht auch in Sachen der Fabrikarbeit verheirateter Frauen gelingen? Warum sollte nicht auch den verheirateten Proletarierinnen beigebracht werden können, daß sie sich an ihrem Manne, an ihrer Familie und an sich selbst kräftlich vergehen, wenn sie ihr Heim und ihre Kinderchen verlassen, um in der industriellen Siele zu schauzen? Ich meine, das müßte wohl möglich sein.

Seit Jahr und Tag hört man in Gewerkschaftskreisen fordern, daß die mehr als sechzigjährigen Männer auskömmlich pensioniert werden, um die jüngerer in die Warenerzeugung wieder einzuschalten. Nie wird sich ein Gewerkschafter von einer solchen Forderung von dem Einwand abhalten lassen, daß sie gegen ein Prinzip verstoße. Noch weniger darf sich einer durch einen solchen Einwand davon abhalten lassen, zu verlangen, daß die Gattin und Mutter, die Heimbeforgerin und Kindererzieherin der industriellen Siele ferngehalten wird, zumal hieraus unendlich viel Nutzen für die Wohlfahrt der Arbeiterklasse und den kulturellen Fortschritt spricht.

Die Vorläufer der staatlichen Krankenversicherung

In seinem neuesten Buche: „Der soziale Gedanke im alten Handwerk“, führt Rudolf Wissell an Hand einer großen Anzahl von Zitaten aus früheren Handwerksartikeln und Zunftstatuten den Nachweis, daß die Krankenfürsorge im alten Handwerk ganz allgemein bestanden hat, so daß man mit einem gewissen Recht von einer sozialen Fürsorge schon in dieser vorkapitalistischen Zeit sprechen kann.

Diese soziale Fürsorge war allerdings anderen Motiven entsprungen als unsere heutige Sozialgesetzgebung. Sie war auch gar nicht das Produkt einer solchen, sondern war ein Erbeil, das die Zünfte von den religiösen Bruderschaften übernommen hatten. Es handelte sich also um eine karitative Einrichtung, die aber in ihrer Wirkung durchaus einer sozialen Fürsorge entsprach.

Mit dem Verfall der Zünfte und dem gleichzeitigen Entstehen eines immer stärker werdenden Proletariats im Handwerk verlor auch diese soziale Fürsorge an ihrer Bedeutung. Während in der Blütezeit der Zünfte fast durchweg auch die Handwerksmeister zu den Lasten der Krankenfürsorge beigetragen hatten, suchten sie sich in dem Maße, wie auch ihre Existenzmöglichkeiten sich verschlechterten, der „sozialen Lasten“ zu entledigen. Vielfach

steigen zwei Großväter, zwei Großmütter, sechs Tanten und sieben Onkel — alles schwerreiche Heidebauern. Die Frauen in starren Seide, das Gesangbuch mit dem schweren Silberbeschlag fest an sich gedrückt. Die Männer im Bratenrock und Zylinder. Im kleinen Umzug schreiten sie zur Kirche. Befremdet sehen sie sich um. Sie hätten erwartet, daß die Kirche zur Feier des Tages überfüllt sein würde und finden eine gähnende Leere. Nur auf den vordersten Bänken sitzt zusammengedrängt das Gesinde, und im Hintergrunde stecken neugierige Frauen ihre Köpfe zusammen. Sonst ist die Kirche leer. Der Küster zieht sein Orgelspiel in beängstigende Länge, der Pastor wartet eine halbe Stunde über die Zeit, ehe er die Kanzel betritt. Es nützt alles nichts. Es kommt niemand mehr.

Am Ostersonntag ein leeres Haus; das ist seit Menschengedenken noch nicht dagewesen im Heidedorf. Wohl weiß der Pastor, daß der Geiz und das prahlerische Wesen von Klaus Harms nicht sehr beliebt ist; aber diesen offenen Protest hatte er doch nicht erwartet.

Die Sache ist ihm furchtbar peinlich. Es will keine echte Osterfreude in ihm aufkommen. Seine Predigt ist nur mittelmäßig.

Klaus Harms glaubt, auch dieses geschähe nur aus Trost. Zornig verbeißt er mit Mühe seinen Groll. Der Täusling schreit ohne aufzuhören. Die ganze Sippchaft ist krampfhaft bemüht, ihn zu beruhigen, indem sie ihm abwechselnd den Zuckerlutscher in den Mund stecken. Es nützt nichts. Sein Geschrei übertönt des Pastors Worte und lenkt diesen ab. Das Geschrei dringt hinaus bis zum Totengräber, der sich vergnügt im Sonnenlichte die Hände reibt: „Nun sind die da drinnen doch ganz unter sich; da muß es doch wohl gut sein,“ rüchert er.

mit Erfolg, da es sich zumeist ja wohl nur um eine ursprünglich freiwillige Beitragsleistung gehandelt hatte.

Da sich aber zugleich auch die Lebenslage der Gesellen mit dem fortschreitenden Verfall der Zünfte verschlechterte, so waren zuletzt auch diese nicht mehr in der Lage, die erforderlichen Mittel aufzubringen. Die Folge war, daß man sich der kranken Gesellen nach Möglichkeit zu entledigen suchte. Handelte es sich um ortsfremde Gesellen, so schob man sie einfach ab. Und kamen Gesellen zugereist, die krank waren, dann nahm man sie erst gar nicht auf, sondern schickte sie mit einem kleinen Reisegeßeln versehen weiter auf die Reise, was zur Folge hatte, daß die armen Teufel sich solange von Ort zu Ort schlepten, bis sie einfach hilflos liegenblieben.

Dieser Uebelstand nahm schließlich dermaßen überhand, daß im Jahre 1729 die hannoversche Regierung folgendes Edikt erließ:

Wir vernehmen, daß bey einigen Aemtern und Gilden die böse Gewohnheit sey, daß wenn bey ihnen Gesellen erkranken, und solche selber nicht Mittel gehabt, sich pflegen zu können, sie von einem Ort und Stadt zur andern als Steuer-Brüder verfahren werden, bis sie entweder genesen, oder gar gestorben.

Nachdemahlen aber es ein sehr unchristliches Werk ist, solcher-gestalt frande elende Leute, von einem Orte zum andern, auch wohl zu harter Winters-Zeit zu transportieren und wohl ohne alle Pflege ohnbarmherziger Weise crepiren zu lassen; Zu geschweigen, daß auf die Maaße ansteckende Seuchen und Krankheiten, von einer Stadt und Land ins andere geschleppt werden können: Als finden Wir Uns gemüßiget, solche Fortsendung derer sogenannten Steuer-Brüder, ernstlich und bei nachthaffter Straffe zu verbieten; gestalt dann die Magistrats-Personen hiermit befehliget werden, die Vorsteher der Aemter und Gilden, bey welchen diese Gewohnheit sich findet, vorzufordern, und ihnen den Inhalt dieser Unser Verordnung kund zu machen, auch davon ein Exemplar zuzustellen, auch eines davon an die benachbarte auswärtige Städte zu senden, und solche zu requiriren, daß sie ihrer Orten kund machen, daß in hiesigen Landen fernerhin dergleichen Steuer-Brüder nicht angenommen, sondern allenfalls sofort mit derselbigen Fuhr remittiret, der Fuhrmann überdies in Haft genommen, und mit empfindlicher Straffe angesehen werden solle. Dazern aber ein dergleichen frander Geselle nicht des Vermögens, sich selber zu verpflegen; alsdenn sind solche Kosten aus der Amts-Lade herzugeben; inmaßen Wir dann denen Aemtern und Gilden dazu gewisse Einnahmen verwilliget; oder, da auch in der Lade sich kein Vorrath befinde, Unser ausgelassene Armen-Ordnung zu folge, bey denen Vorstehern der Armen-Casse sich gebührend zu melden, und daselbst, was zu ohnentbehrlicher Verpflegung des Kranken gehöret wahrzunehmen.

33 Jahre später folgte die preußische Regierung mit einem ähnlichen Edikt. In demselben wurde dem äußersten Mißfallen des Königs Ausdruck gegeben,

daß man mit den erkrankten Handwerksburschen und Gesellen lieblos verfare und, anstatt sich ihrer nach allgemeiner Menschenpflicht anzunehmen, sie ohne Rücksicht auf ihren elenden Zustand... von Ort zu

Ort... auf den Transport gebe und dadurch zur Beförderung ihres Todes nicht wenig beitrage, obwohl sie bei gehöriger Pflege vielleicht noch hätten gerettet werden können.

Es wurde sodann bestimmt, daß in erster Linie die Gesellenkassen zu den Posten der Verpflegung herangezogen werden sollten; wenn die Mittel derselben jedoch nicht zulangten, auch die der Gewerks-, d. h. Innungskassen. Eine weitere allgemeine Regelung erfolgte im Jahre 1794 durch das Preußische Allgemeine Landrecht.

Man kann daher diese Maßnahmen mit Recht als Vorläufer der staatlichen Krankenversicherung bezeichnen.

Arbeiter-Olympiade 1931

Die Sozialistische Arbeiter-Sportinternationale (SASJ.) rüstet zu ihrer 2. Olympiade. Die 1. Olympiade fand 1925 in Frankfurt a. M. statt und gestaltete sich zu einem beispiellosen Erfolg für die internationale Verbundenheit der Arbeitersportler.

In den Landesverbänden der Sozialistischen Arbeiter-Sportinternationale, in Wien und in Würzzuschlag (Oesterreich) deuten alle Vorbereitungen darauf hin, daß die 2. Arbeiter-Olympiade im Juli 1931 in Wien und die wintersportlichen Olympiakämpfe im Februar 1931 in Würzzuschlag in bezug auf Teilnahme, Organisation und inneren Wert die großartigsten internationalen Arbeitersportveranstaltungen werden.

Die 2. Arbeiter-Olympiade ist nicht nur eine Angelegenheit der Sozialistischen Arbeiter-Sportinternationale, sondern eine solche der gesamten internationalen Arbeiterbewegung. Die Mitglieder der Sozialistischen Arbeiter-Sportinternationale sind nicht Nurtsportler, sie betrachten sich als Glieder der gesamten sozialistischen Arbeiterbewegung und werden das besonders durch den geistigen Inhalt ihrer großen Veranstaltungen in Wien und in Würzzuschlag vor aller Welt bekunden. Die internationalen sozialistischen Arbeitersportorganisationen werden die Rundgebungen der sozialistischen Arbeitersportler durch die Entsendung von Vertretern würdigen.

Während bei den Olympischen Spielen der bürgerlichen Sportler die Siege der besonders gezüchteten „Sportkanonen“ mit ihren üblichen Begleiterscheinungen einfach alles bedeuten, stehen die Veranstaltungen der Sozialistischen Arbeiter-Sportinternationale im Zeichen brüderlichen Geistes und sind Ausdruck der volkstümlichen Sportbetätigung in den Landesverbänden der SASJ. Darin unterscheiden sich Arbeiter-Olympiade und bürgerliche Olympische Spiele grundsätzlich.



Der Totengräber weiß gar wohl, daß er, mehr noch seine Frau, dafür gesorgt haben, daß des Bauern hochmütige Handlungsweise genügend im Dorfe bekannt wurde. So etwas lassen sich die Dörfler nun einmal nicht bieten. Dazu steht ihr alter Kantor noch zu deutlich in ihrer Erinnerung. Sein Kind ließen sie nicht ungestraft beschimpfen.

Endlich ist die Taufe vorüber. Sehr feierlich war sie nicht gerade. Das Kind schrie noch immer. So hohl, so krächzend hatte sein Schreien da drinnen geklungen. Schluchzend drückte die Bäuerin ihr Kind an die Brust. Sie sieht einen Fingerzeig Gottes darin, ein böses Ahnen: darum grollt sie ihrem Manne wegen seines Hochmutes. Der nimmt aber die Sache von der heiteren Seite. Oder ist es nur Galgenhumor? — „Eine gute Stimme hat der Bengel, das muß ich sagen; der wird sich schon durchs Leben schreien“, ruft er scherzend. Daheim beim Taufschmaus ist er der Ausgelassenste von allen. Der Wein scheint seinen Groll hinunterzuspülen.

Mit hämmernden Schläfen steht er am anderen Morgen und sieht den festlich gepukten Menschen nach. Eine merkwürdige Schwere liegt ihm in den Gliedern. Bis weit über Mitternacht hatte man auf das Wohl des Säuglings getrunken. Er ist in sehr schlechter Stimmung. Das wird nun um so ärger, je mehr Menschen er der Kirche zuströmen sieht. Das Blut hämmert ihm in den Schläfen. Eine offene Auflehnung also. Das ihm, dem schwerreichen Klaus Farms! „Jochen, spann die Braunen ein!“ schreit er dem Knecht zu. Fünf Minuten später schwingt er sich auf den Rutschbock und jagt der Stadt zu. Er muß seine Wut von neuem im Weine ersticken.

Rank und schlank steht Ragnhild, ihr Kind auf den Armen, vor dem Taufbecken, das eine liebe Hand ganz mit „Bergißmeinnicht“ geschmückt hat. Einige blaue Blütensterne schwimmen auf dem Wasser. Sie sind so blau wie die klaren Kinderaugen, die so verwundert in die Welt blicken.

Neben Ragnhild steht eine rotwangige, junge Dorfschöne. Sie hält ihr Patenkind, die kleine Ellen Marie, so ungeschickt auf ihren Armen, daß Ragnhild im stillen lächeln muß. Sie hat Angst, daß das Kind ihr entfallen könnte; sie darf sich aber nicht rühren, denn sie merkt, wie alle Blicke auf sie gerichtet sind. Pastor Mortensen hat auch die Gefahr entdeckt. Ragnhild atmet erleichtert auf. Ernst und feierlich vollzieht er den heiligen Akt. Schöne, innige Worte findet er für dieses Taufspärchen. Die kleine Ellen Marie gibt nur hin und wieder einige weinerliche Laute von sich. Harald verhält sich ganz still. Mit großen, erstaunten Augen sieht er sich um. Er muckt nicht einmal, als das Taufwasser seine Stirn berührt. Nur blinzelt er ein ganz klein wenig, weil ihm ein blaues Blütensterchen auf das Augenlid gefallen ist.

Kraftvoll singt die Gemeinde ihr „Hallelujah“. In vollen, rauschenden Akkorden ertönt die Orgel. Da wendet das Kind den Kopf. Die blauen Augen gehen dem Schalle nach. „Vielleicht wird mein Harald einmal dort oben die Orgel spielen, wie einst sein Großvater“, denkt Ragnhild und verläßt froh und heiter das Gotteshaus. Mancher Händedruck wird ihr draußen zuteil. Es tut so wohl. Hochaufgerichtet schreitet sie mit ihrem Kinde den schmalen Weg hinan, der zum Heidehaus führt.

(Fortsetzung folgt)